

JACK STEEN
THE
ASYLUM
CONFESSIONS
BEICHTEN DER WAHNSINNIGEN

Aus dem Amerikanischen von Carlo Reissmann

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *The Asylum Confessions*
erschien 2020 im Verlag Deathbed Publishing.
Copyright © 2020 by Jack Steen

1. Auflage September 2024
Copyright © dieser Ausgabe 2024 by Festa Verlag GmbH, Leipzig
Titelbild: LaeTwina / 99design
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-98676-166-0
eBook 978-3-98676-167-7

WER ICH BIN?

Mein Name ist Jack Steen.

Dieser Name wird euch nichts sagen, aber er sagt anderen etwas, und nur das zählt.

Ich bin nur ein Niemand, wirklich.

Ich bin weder ein Schriftsteller noch ein Geschichtenerzähler. Ich bin ein verfluchtes Nichts. Ich bin nur ein Typ, der den Menschen die Ärsche wischt, um die man sich einen Dreck schert. Ich gebe ihnen ihre Medikamente, wechsle ihre Windeln und schenke ihnen das, worauf es ankommt:

Aufmerksamkeit.

Ich arbeite als Krankenpfleger in einer Anstalt und bezeichne mich selbst als männliches Pendant zur Nachtschwester.

In welcher Anstalt? Das spielt keine Rolle, denn sie sind alle gleich. Nachdem ihr die Geschichten gelesen habt, solltet ihr in der Lage sein, es selbst herauszufinden. Über meine Lippen wird dieser Name jedenfalls nicht kommen.

Ihr habt dieses Buch wegen des Titels in die Hand genommen, oder? Die letzten Beichten krimineller Irrer. Denn das ist es, was ihr gleich lesen werdet.

Das ist es, was ich mache. Ich nehme meinen Patienten die letzte Beichte ab. All die Sünden, die tief verborgen sind und noch offenbart werden wollen.

Meine Patienten vertrauen mir ihre Geheimnisse an und gestehen mir ihre Verfehlungen, weil ich der Einzige bin, der sich ihrer in dieser verdammten Anstalt erbarmt.

Ich höre zu.

Von allen Mitarbeitern meiner Station arbeite ich am längsten hier. All meine Narben, Nähte und gebrochenen Knochen sind Beweis genug. Von den ganzen beschissenen Jobs, die es hier gibt, habe ich mich über die Jahre zu dem hochgearbeitet, den ich jetzt ausübe.

Ich hatte immer gedacht, ein Krankenpfleger zu sein wäre meine Berufung.

Meine Leidenschaft. Ich glaubte, dass ich etwas bewirken könnte und dass das, was ich tue, wichtig ist. Wichtig wäre. Doch es war bescheuert zu glauben, dass irgendetwas im Leben diesen Scheiß wert ist. Ich arbeite in einer Einrichtung voller Menschen, die ein erfülltes Leben hatten und um die man sich sorgte. Zumindest bis zu dem Tag, an dem man sie ausrangierte.

Ich werde euch nicht sagen, in welcher Anstalt ich arbeite. Ich werde euch nicht die Namen der Sterbenden nennen, aber belügen werde ich euch auch nicht. Ihr werdet genau das zu lesen bekommen, was man mir erzählt hat. Anstelle der echten Namen werde ich euch jene Namen nennen, die ich den Patienten gegeben habe. Die Namen, die ich ihnen ins Ohr flüstere, wenn sie einschlafen. Meistens hassen sie diese Namen, aber das ist mir egal.

Wenn ihr clever genug seid und zwischen den Zeilen lesen könnt, werdet ihr schon rauskriegen, um wen es sich dreht. Ich kann nicht beschwören, dass sich alle Geschichten so zgetragen haben, aber wie jede Geschichte, die je erzählt wurde, enthalten auch sie ein Fünkchen Wahrheit. Aber was weiß ich schon? Was zum Teufel weiß ich schon?

Diese kranken Schweine könnten ihr letztes Spiel mit mir spielen, indem sie mich völlig irremachen.

Und jetzt könnten sie es auch mit euch tun.

EIN WORT DER WARNUNG, UM EUCH VORZUBEREITEN ...

Ihr werdet gleich vier sehr unterschiedliche Geständnisse lesen. Das Ablegen der Beichte läuft folgendermaßen ab: Sobald die Patienten reden, schreibe ich jedes einzelne Wort nieder: ihre Geschichte und die Dinge, die sie mir zwischen den Zeilen sagen. Ob das, was sie mir berichten, der Wahrheit entspricht, überlasse ich euch. Das müsst ihr selbst entscheiden.

Ich werde mit dem Chef beginnen – wahrscheinlich der Favorit unter all meinen Patienten. Seine Geschichte ist nichts für Menschen mit schwachem Magen ... Oder solche, die kürzlich an einer Beerdigung teilgenommen haben. Ich werde Beerdigungen nie wieder so betrachten können wie bisher, das sage ich euch.

Ken ist ein Scheißkerl und es ist nicht schade um ihn.

Bucket ist mir unter die Haut gegangen und hat mein Herz berührt. Als sie starb, habe ich tatsächlich geweint.

Die Nanny ... Ich bin mir nicht sicher, was ich für sie empfinde. Und ich bin mir nicht sicher, was ihr für sie empfinden werdet.

Es wird noch mehr Geständnisse geben.

Außerdem ... Wie in einer Rezension gesagt wurde, bin ich kein Autor, sondern nur ein Krankenpfleger. Wenn ihr also das handwerkliche Können eines Schriftstellers erwartet, lest besser Stephen King (aber bitte lest zuerst das hier ... Kommt schon, gebt dem Kerl eine Chance).

Jack Steen



CHEF

Patient 1024

1

Der Chef.

Er ist jetzt tot. Um 5:23 Uhr starb er im Schlaf.

Ich kann euch verraten, dass er mit einem Lächeln im Gesicht einschlief, das er mir zu verdanken hatte.

Sekunden bevor er seine Augen für immer schloss, flüsterte ich ihm ein Versprechen ins Ohr, von dem ich ausging, dass er es zu schätzen wusste.

Ich mochte den Kerl wirklich.

Von all meinen Patienten war er der Einzige, den ich nicht verachtete, und wenn man bedenkt, dass ich selten zugebe, einen von ihnen zu mögen, sagt das eine ganze Menge aus.

Er war eine Klasse für sich. Einer von den Guten. Gelassen. Freundlich. Fröhlich, selbst an seinen schlechten Tagen. Ein zuvorkommender und höflicher Mann.

Chef, wie ich ihn gern nannte, war kein Mann, den man in der Anstalt erwartet hätte. Aber er war jemand, der es verdient hatte, hier zu sein, genau wie die anderen auch. Bevor er in die Anstalt kam, war er Bestattungsunternehmer. Mir sind Familientraditionen bekannt, die vom Vater an den Sohn weitergegeben werden, aber ich habe noch nie gehört, dass jemand so stolz darauf war, ein Bestattungsunternehmer zu sein. Ein Bestatter, wie die anderen Männer in seiner Familie.

Stolz. Stolz darauf, der Verwalter der Toten zu sein.

Eines seiner wertvollsten Besitztümer war ein Kondolenzbuch aus dem Beerdigungsinstitut seiner Familie. Ich habe

einmal einen Blick darauf werfen können. Der erste Eintrag war von 1913 und ich konnte die Unterschrift kaum erkennen, aber er lächelte wissend. Der Name sei in sein Gedächtnis eingeebrannt, sagte er. Eingeebrannt und zu Asche geworden wie die Person, die einst diesen Namen trug. Seine Familie war sich der Ehre bewusst, eines der ersten Krematorien Nordamerikas gegründet zu haben. 1913. Eine verdammt lange Tradition des Todes.

Er behauptet, es habe damals nur 52 Bestattungshäuser gegeben, aber ihr Unternehmen hielt mehr Beisetzungen ab als all die anderen zusammen.

Darauf war er stolz.

Wie krank muss man sein, um Stolz dabei zu empfinden, Leichen ins Feuer zu werfen? Es sollte mich nicht überraschen. Und doch tat es das, weil es der Chef ist. Ich verspreche euch eins: Seine Geschichte wird die schönste sein, die ich je erzählt habe.

Natürlich kann es sein, dass ihr angeekelt zurückschreckt, wenn ihr kapiert, warum er eigentlich hier anstatt zu Hause ist, wo er weitere Bestattungen abhalten könnte. Wir werden sehen.

Wenn ich euch einen Rat geben darf, den ihr euch für den Rest eures Lebens merken solltet, dann wäre es dieser:

Esst niemals etwas, das euch von einem Bestattungsunternehmer angeboten wird. Niemals.

2

Es ist Montagabend kurz vor Mitternacht und unter der Türschwelle von Chefs Zimmer ist noch ein Lichtschein zu sehen.

Ich komme gerade den Gang entlang und bin mir nicht sicher, wie viel ich heute noch verkraften kann, aber wenn es um meinen Lieblingspatienten geht, bin ich hellwach. Sein Ende ist nahe. Dieser Korridor riecht immer nach Kot und Urin.

Egal wie oft die Wände oder Böden desinfiziert werden, es riecht jeden einzelnen Tag nach Unrat und Fäkalien. Der Geruch ist ewig.

Stell dir vor, du liegst mitten in einem Schweinestall nach einem Tag voller Regen. Genauso riecht es hier.

Was ist das erste Bild, das euch in den Sinn kommt, wenn ihr an die Anstalt denkt? Dunkle, enge Gänge mit flackernden Glühbirnen? Blutverschmierte Wände, empathieloses Personal, das sich einen Dreck darum schert, wie es den wahn-sinnigen Patienten geht? Stellt euch eine Gummizelle vor, in der ein Windeln tragender Verbrecher zusammengerollt in der Ecke liegt und vor sich hin wimmert. Ein Namenloser.

Das wäre nur halb so schlimm.

In der Anstalt gibt es kein altersschwaches Personal. Wir sind alle kräftig und muskelgestählt und gehen gern nach der Arbeit in die Kneipe, um uns die Horrorgeschichten von der letzten Schicht zu erzählen.

Das Blut, die Pisse, die Scheiße und sogar das Sperma sind überall.

»Soll ich den alten Bastard zudecken?«, fragt Ike, mit dem ich auf dieser Etage meinen Dienst schiebe.

Ich lehne mich in meinem Stuhl zurück, schaue auf die Uhr und schüttele den Kopf.

»Er wird sowieso bald sterben.«

»Ach ja?« Ike ist immer für eine Wette zu haben. »Ich setze 20 Piepen, dass er nach unserer Schicht abkratzt.«

Die Schicht endet um sechs Uhr morgens. Wird der Chef so lange durchhalten? Ich schätze, das hängt ganz von mir ab.

»Ich habe kein Problem damit, dein Geld zu nehmen.«

Wir besiegeln die Wette per Handschlag, obwohl ich weiß, dass ich meinen Freund nicht ausnehmen sollte. Aber Ike schuldet mir schon satte 50 Mäuse, also nehme ich die Herausforderung an.

Als er loskichert, hört es sich an, als würde eine stumpfe Säge über ein Metallrohr kratzen. »Man nennt dich nicht umsonst den Todesengel.«

Ich schiebe meinen Stuhl zurück und runzle die Stirn. Mir gefällt seine Andeutung nicht.

»Halt die Schnauze, ja?« Ich verpasse ihm einen kräftigen Hieb mit dem Ellbogen.

Ich bin noch unsicher, was ich dabei fühle, dass der Chef heute Nacht durch meine Hände sterben wird.

Es gibt nicht viele wie ihn auf meiner Station.

Der Sterbestation.

Er ist jetzt seit ein paar Monaten hier und redet gern. Ich ertappe mich oft dabei, wie ich an der Wand lehne und die faszinierenden Gespräche genieße, die ich mit einem verurteilten Kannibalen führe.

Ihr habt richtig gelesen.

Der Mann würde mich wahrscheinlich essen, wenn er könnte, und sich danach genüsslich über die Lippen lecken.

Gott sei Dank gibt es nicht allzu viele Leute, die ihre Körper der Wissenschaft überlassen. Das wäre pure Verschwendung. So gibt es leichteren Zugang für diejenigen mit einer Vorliebe für ... Fleisch.

An manchen Tagen sehe ich seinen fiebrigen Blick und frage mich, ob er darüber nachdenkt, wie ich schmecke. An solchen Tagen renne ich in den Waschraum und erbreche mein Mittagessen.

Die Vorstellung, gegessen zu werden, lässt mich innerlich beben, so als könnte ich bereits sein Messer spüren, das sich seinen Weg in meinen Leib bahnt.

Die Nacht auf der Station ist unruhig. Wir mussten ein paar der hoffnungslosen Fälle sedieren, und der Rest stöhnt, weint und singt von Tod und Sterben.

Jeder weiß, dass Chefs letzte Stunde geschlagen hat.

Die ganze Station spürt es. Die Insassen wissen es noch vor den Schwestern und Pflegern.

In all den Jahren befand sich seither nur noch ein anderer Kannibale auf diesem Gang. Er sagte, dass der Körper kurz vor dem Tod ein anderes Aroma verströmt, einen kränklich-süßlichen Geruch wie fast verbrannter Karamell oder verrottende Erdbeeren.

Ich lasse meinen Stuhl über den Linoleumboden gleiten, und das quietschende Geräusch der Räder bringt ein paar der Insassen dazu, laut aufzuschreien.

Sie sind alle gefesselt und fixiert. Einige tragen sogar einen Maulkorb.

Aber ich höre ihre Worte. Ihre Rufe.

»Todesengel. Todesengel. Todesengel.«

Mein Lächeln wird breiter. Vertieft sich. Verfinstert sich.

Ich ziehe meinen Stuhl hinter mir her, bis ich das Zimmer des Chefs erreiche.

Der Lichtstrahl kriecht durch die offen stehende Tür hinaus auf den Boden des Flurs. Ich halte vor dem hellen Schein inne und beobachte ihn aufmerksam.

Wenn man genau hinsieht, kann man darin die Käfer über den Korridor krabbeln sehen.

Die Kakerlaken. Die Fliegen. Die Mäuse, die sich an der Wand entlangbewegen.

Es ist ein ekelhafter Ort, und doch ist er mein Zuhause.

Ein Zuhause seit so vielen Jahren. Ich könnte niemals wieder woanders sein.

Nicht mehr.

Ich stoße die Tür mit meiner Schuhspitze auf und höre Chefs Stimme, der sich selbst laut aus einem Buch vorliest.

Er hat schon immer gern gelesen. Gern und viel. Sehr viel. Als er zu uns kam, wurde extra für ihn ein Bücherregal angebracht. Es war voll mit seinen Büchern.

Memoiren. Stephen King. Kochbücher.

Jetzt hört er sich meist nur noch Audiobooks an. Seine Lieblingsbücher sind die Memoiren sogenannter »Gourmets«, was auch immer ein Gourmet sein mag.

Sein Bruder hatte ihm zum Geburtstag einen iPod geschenkt, der randvoll mit solchen Aufnahmen war. Es waren auch ein paar Kochbücher dabei – ich weiß das, weil ich mir jedes einzelne Buch anhören musste, bevor wir es dem Chef aushändigen durften. Habt ihr euch jemals ein gottverdammtes Kochbuch angehört? Einer langweiligen und unscheinbaren Stimme gelauscht, die euch jede einzelne Zutat vorliest? Stellt euch vor, ihr würdet jemandem zuhören, der euch lang und breit erklärt, wie man Brot backt.

»Rezept: Sauerteigbrot. Man nehme: eine Tasse Mehl, eine Tasse sonst was und dann jede verfuckte weitere Zutat und so weiter und so fort.«

Könnt ihr euch eine Stimme vorstellen, die verzweifelt versucht, es interessant klingen zu lassen? Nein? Ich auch nicht, denn offenbar findet kein einziger Verlag einen passenden Sprecher, der professionell genug ist, um den Zuhörer zum Brotbacken zu animieren.

Der Chef hat Appetit auf Maisbrot, weil er das Rezept Wort für Wort wiederholt.

Ich kann hören, wie ihm die Spucke im Mund zusammenläuft, während er spricht.

Ich kann es ihm nicht verübeln; das Zeug, das sie hier servieren, schmeckt wie Sägemehl.

»Willst du dich in den Schlaf reden, Chef?«

Ich schiebe die Tür weiter auf und betrete den Raum. Sein Zimmer gleicht allen anderen Zimmern auf dieser Station. Kalt. Öd. Steril.

Der Koch liegt in seinem Bett, angeschlossen an mehrere Schläuche, die seinen Körper gerade so versorgen, dass er am Leben bleibt.

Schläuche und Kabel, die sein Herz und seine Atmung überwachen.

Schläuche, die mich wissen lassen, dass er noch am Leben ist.

Er wirkt erschreckend klein in seinem Bett. Er ist nicht größer als 1,60 Meter und wiegt etwas mehr als 100 Pfund. Dieser Mann ist ein Winzling.

»Du willst mir wohl eine Gutenachtgeschichte erzählen, was?«

Der Chef stoppt die Aufnahme des Hörbuchs und schenkt mir das Todeslächeln, auf das ich all die langen Jahre gewartet habe. Dieses Lächeln bebzt vor Angst und Schrecken. Es zuckt vor Erwartung und Hoffnung. Doch es wird gefrieren, wenn der nahende Tod die letzte Hoffnung nimmt und sich das Unvermeidliche nicht länger abwenden lässt.

Die meisten meiner Patienten neigen dazu, während der Nachtschicht zu sterben. Nachts, in den dunkelsten Stunden. In den Stunden meiner Schicht.

Es ist, als ob sie auf mich warten würden.

»Ich hatte gehofft, dass du mir heute Abend deine Geschichte erzählen würdest.«

Ich halte meinen Notizblock in der Hand und rolle mit dem Stuhl dicht an sein Bett. Normalerweise gibt es in diesen Zimmern keine Stühle. Wozu auch?

Die Patienten sind im wahrsten Sinne des Wortes ans Bett gefesselt. Und seien wir ehrlich: Das ist nicht gerade eine Station, auf der man freudestrahlend Besucher empfängt.

»Es ist so weit, ja?«

Der Chef lässt seinen Blick über den Stuhl hin zu dem Block in meiner Hand gleiten, bevor sich sein Kinn auf die Brust senkt.

Wenn die Insassen auf meine Station verlegt werden, dann nur aus einem einzigen Grund: um zu sterben. Und wenn sie dann in ihren Betten liegen, mit Speichel in den Mundwinkeln, die Augen resigniert auf das Kommende gerichtet, biete ich ihnen einen Deal an. In neun von zehn Fällen nehmen sie ihn an.

Ich muss zugeben, dass sich manche mit aller Gewalt dagegen sträuben, aber das passiert nicht oft.

Was ich ihnen anzubieten habe? Ich biete ihnen die Chance, die letzte Beichte abzulegen. Und zwar nicht irgendeine Beichte, nicht irgendein Geständnis.

Nichts, was man in der Zeitung lesen oder während eines Prozesses hören würde.

Es sind die unausgesprochenen Sünden, die ihnen auf der Seele lasten.

Die Beichten aus der Tiefe.

Ihre Geschichten, an die sie sich bis zum Ende klammern, weil ihnen sonst nichts geblieben ist.

»Du notierst es nur, richtig? Du nimmst es nicht mit einem Gerät auf, um es an den Meistbietenden zu verhökern?«

Das fiebrige Glitzern in den Augen des Chefs sagt mir alles, was ich wissen muss.

Er ist bereit und hat nur auf diesen Moment gewartet.

»Kein Aufnahmegerät. Nur ich, dieser Notizblock und mein Stift.«

»Aber was wirst du später damit anfangen?« Er bedrängt mich.

Ich könnte lügen, aber wozu die Mühe? Schließlich hat er bereits die Entscheidung getroffen, mir seine Geschichte zu erzählen, und für einen Rückzieher ist es längst zu spät.

»Ich werde deine Story im Internet verticken. Die Kohle, die ich damit verdiene, geht an wohltätige Zwecke. Ich behalte keinen Cent davon.«

Ich wünschte, das wäre gelogen. Ich wünschte, dass ich das nur sage, damit er sich gut fühlt. Gott weiß, wie gut ich das Geld für all diese Geschichten gebrauchen könnte. Ich könnte sie an ein verdammtes Magazin verkaufen oder einen lukrativen Verlagsvertrag abschließen und damit Millionen verdienen.

Aber wozu sollte ich lügen? Jede einzelne Lüge, die jemals erzählt wurde, trägt ein Fünkchen Wahrheit in sich.

Ein Blick auf mich, auf den Ort, den ich mein Zuhause nenne, oder auf das Auto, das ich fahre, reicht, um zu wissen, wie wenig ich besitze. Und würde ich mehr besitzen, dann würde ich ganz sicher nicht hier arbeiten.

Ich mache das nicht wegen des Geldes. Wir alle haben unsere Gründe, warum wir uns dazu zwingen, Höllentore zu durchschreiten.

Wir meinen, es nicht besser verdient zu haben. Ich habe meine eigenen Gründe, warum ich hierbleibe. Genauso wie ihr eure Gründe habt, das Leben zu leben, das ihr führt, auch wenn es noch so sinnlos erscheint.

Wir alle haben unsere Dämonen und müssen unsere eigenen Kreuze tragen.

»Werden es andere lesen?«, fragt der Chef. Ich zucke mit den Schultern.

»Wer weiß? Aber diejenigen, die es lesen, werden die Wahrheit erfahren.«

»Oder die Wahrheit, die ich erzähle.«

Das fiebrige Glitzern in seinen Augen verstärkt sich. Ich unterdrücke ein Lächeln. Man sollte meinen, dass diese durchgeknallten Wichser erleichtert sein müssten, wenn sie sich auf der Schwelle des Todes die Last von der Seele reden und ihre Beichte ablegen können. Die letzte und allumfassende Beichte.

Doch so ist es nicht immer.

Ich bin schon lange genug in diesem Scheißladen, um zu wissen, dass normale Menschen anders auf das Leben und dessen Ende reagieren, und mit *normal* meine ich Menschen, die gütig und freundlich sind, die mit einem Bewusstsein leben ...

Die wissen, was richtig ist und was falsch. Menschen wie eure Mütter oder das Mädchen am Ende der Straße.

Ich sage bewusst nicht *Leute wie du und ich*, denn, seien wir ehrlich, wenn wir tief in unser Herz schauen, sind wir dann wirklich gut?

Sind wir reinen Herzens und lassen uns von der inneren Stimme leiten, von der uns die Prediger lehren, dass sie die Stimme des Herrn ist?

Ich habe schon vor langer Zeit damit aufgehört, auf diese Stimme zu hören.

Was ist mit euch?

»Erzähl mir, was immer du willst. Es ist mir völlig egal, ob es eine Lüge oder etwas Beschönigendes ist oder ob du in der Stimmung für die volle Wahrheit bist. Erzähl mir einfach die Geschichte, die du erzählen *willst*. Die Geschichte, von der du meinst, sie erzählen zu müssen, und ich werde jedes einzelne Wort mitschreiben.«

Der Chef hustet, und die Wucht des Anfalls lässt seinen Oberkörper zucken.

Er ist von der Hüfte an abwärts gelähmt; ein Andenken an einen Kampf, den er vor Jahren auf einer anderen Station führte. Ich reiche ihm ein Glas Wasser und drehe den Strohhalm so, dass er ihn bequem mit den Lippen erreichen kann.

Er nimmt ein paar Schlucke, bevor er sich in sein Kissen zurücklehnt.

»Du bist einer von den Guten, das weißt du hoffentlich, oder?«, flüstert er.

»Wir sind beide schon lange genug hier, um zu wissen, dass das nicht stimmt«, erwidere ich und atme laut aus. Der Chef kam einen Monat nach meinem Dienstantritt in die Anstalt, mit glänzenden Augen und neu erwachter Hoffnung.

Er dachte, dass ich etwas bewirken könnte, als ich ihm nach seiner ersten Schlägerei die blutigen Wunden versorgte. Und so schließt sich der Kreis, dass ich am Ende auch hier bin. Seinem Ende.

»Warum tust du dir das eigentlich an?«

Sein ehrliches Interesse lässt mich innehalten. Nur wenige haben mir diese Frage gestellt. Und noch weniger haben sich um mich geschert.

Überrascht lache ich auf und das Geräusch erinnert eher an ein Schwein, das grunzend im Schlamm wühlt.

»Mein Gott, dein Lachen könnte einen Mann zu Tode erschrecken.«

Er starrt an die Decke und zieht eine Grimasse, von der nur ich weiß, dass sie einem Lächeln gleichkommt.

»An deiner Stelle wäre ich vorsichtig. Die letzte Person, die sich über mein Lachen lustig gemacht hat, ist noch in der gleichen Nacht gestorben.«

Vorahnung schwingt in meiner Stimme und meine Miene zeigt keine Regung.

Ein nervöses Husten dringt aus seiner Brust. Er ist sich unsicher, ob er mir glauben soll oder nicht.

Umso besser: Das ist genau das, was ich will.

3

Das Schweigen zieht sich in die Länge.

»Ich bin wirklich ziemlich müde.«

Chefs Stimme ist schwach. Das ist nur Theater, denn er weiß, wie scharf ich auf seine Beichte bin.

Ich bin nur der Nachtpfleger. Ich bin nur derjenige, der ihre Ärsche abwischt und ihnen die Pissbeutel wechselt.

Aber das bedeutet noch lange nicht, dass ich nachgeben und auf ihre Spielchen eingehen muss. Stattdessen bringe ich sie dazu, meine zu spielen.

Mit einem übertrieben schweren Seufzer stehe ich auf und schenke ihm einen mitleidigen Blick.

»Dann ruh dich aus. Wir reden morgen Nacht weiter.«

Ich ziehe den Stuhl mit mir und das Quietschen der Räder hallt laut durch den Raum. Eine Sache, die ich in all den Jahren hier auf der Station gelernt habe, ist, niemals nachzugeben. Zeigt man auch nur einen Hauch von Schwäche, übernehmen sie die Kontrolle. Beweist man eine starke Hand, ist man derjenige, der sie kontrolliert.

Es hat mich viele Jahre und ein paar zusätzliche Runden Bier mit meinen Kollegen gekostet, bis ich meinen »Aha-Moment«, wie ihn Oprah gern nennt, erreicht hatte. Ich schließe die Tür und ziehe meinen Stuhl quietschend hinter mir her, sodass seine Räder auf dem Boden wie Fingernägel über eine Kreidetafel kratzen, während ich zurück in Richtung Pflegestation gehe.

Ich gebe zu: Einen Moment lang hatte ich gezweifelt, ob es klug war, jetzt abzubrechen.

Ich will seine Geschichte hören.

Ich will sie mehr, als ich jemals zugeben würde.

Und warum?

Es gibt einen simplen Grund: weil er sie noch nie erzählt hat.

Nicht ein einziges Mal.

Wir alle glauben zu wissen, was er zu beichten hat.

Unzählige Psychiater und Studenten waren hier, um sich an ihm die Zähne auszubeißen. Sie sprachen mit ihm, sie stellten ihm Fragen und schrieben ihre Arbeiten über ihn, aber niemand kennt seine Geschichte wirklich.

Keiner kennt den Chef wirklich.

Wir wissen, was in den Zeitungen steht.

Wir wissen, welche Beweismittel die Cops gefunden haben.

Wir wissen, dass die Geschworenen ihn für schuldig befunden und zu lebenslänglich verurteilt haben.

Aber nicht ein einziges Mal hat er für sich selbst gesprochen.

Nicht ein einziges Mal hat er seine Schuld eingestanden oder auch nur ansatzweise um Vergebung gebeten. Da fragt man sich schon, was für ein Mensch der Chef ist, oder?

Ich weiß, was er ist.

Ich sitze am Schreibtisch, sichte Patientenakten und plaudere mit meinen Kollegen, als das Lämpchen von seinem Zimmer auf der Anzeigetafel zu blinken beginnt.

Eine Stunde und 13 Minuten. So lange hat er durchgehalten.

Ich bin beeindruckt. Andere, die sich mit mir messen wollten, hielten höchstens eine halbe Stunde durch. Einige wenige hielten länger als zwei Stunden durch, aber das waren wirklich nur Ausnahmen. Fairerweise muss ich sagen, dass ich bei ihm von der längsten Zeit ausgegangen bin. Sagt niemandem, dass ich mich geirrt habe.

Ich will nicht, dass sich das herumspricht.

Langsam stehe ich auf und strecke meinen Rücken durch.

»Lust auf die nächste Runde, was?« Ike blickt höhnisch grinsend vom Computer auf.

»Hast du keine Windeln zu wechseln?«

Ich strecke ihm meinen Mittelfinger hin und mache mich auf den Weg zum Zimmer des Chefs. Meinen Stuhl ziehe ich wie immer hinter mir her.

Die Station hat sich beruhigt und es ist stiller geworden, doch das ändert sich schlagartig, als sie hören, wie die Räder meines Stuhls über den Boden kratzen.

Die Sprechchöre setzen wieder ein.

Ich muss mir kein Lächeln ins Gesicht zaubern, es ist schon da. Ich werde so lange in seinem Zimmer bleiben, bis er tot ist, Geschichte hin oder her.

Während ich den kleinen Raum betrete, versuche ich, mein Lächeln beizubehalten.

Es ist kein strahlendes Lächeln. Es gleicht eher einer Spinne, die sich langsam und unaufhaltsam auf die gefangene Fliege in der Mitte ihres Netzes zubewegt.

Ich mag es, wenn man mich für eine Spinne hält.

»Na? Genug ausgeruht?«

Ich schließe leise die Tür hinter mir und pirsche mich an meine Beute heran; bereit für die Geschichte, die endlich erzählt werden will.

Wird es die Wahrheit sein? Eine Lüge? Eine Erinnerung aus den Tiefen seines Unterbewusstseins?

Wen zum Teufel schert das? Mich jedenfalls nicht, solange es etwas ist, das sonst niemand weiß oder jemals gehört hat.

4

MIT CHEFS EIGENEN WORTEN:

Als ich aufwuchs, kannte ich nur den Tod.

Ich stand stundenlang vor den Leichen, hypnotisiert von den Totenmasken auf ihren Gesichtern. Jede erzählte eine andere Geschichte, und doch sagten sie alle am Ende dasselbe.

Meine Mutter sah es nicht gern, wenn ich zu viel Zeit im Beerdigungsinstitut verbrachte, und tat ihr Bestes, um mich mit Besorgungen, Hausarbeiten oder selbst gebackenen Schokokeksen abzulenken.

Preacher, mein Bruder, war leichter abzulenken.

Er hasste den Tod. Er hasste den Geruch, die ohrenbetäubende Stille und das gedämpfte Flüstern, das zu dem Bestattungsinstitut gehörte, welches an unser Haus grenzte.

Der Tod war nie beängstigend. Niemals Furcht einflößend. Niemals erschreckend. Nicht für mich.

Preacher hatte jedes Mal Alpträume, wenn er eine der in ewiger Ruhe verharrenden Leichen im Keller sah. Er wachte dann mitten in der Nacht auf, schrie sich die Seele aus dem Leib und brauchte Stunden, um wieder einschlafen zu können.

Schließlich ließ ich ihn zu mir ins Bett krabbeln, nachdem ich eines Nachts den Streit meiner Eltern nach seinem nächtlichen Terror mitbekommen hatte.

Es wurde leichter, ihn zu beruhigen, bevor meine Eltern aufwachten.

Ich hatte nie Alpträume. Nicht solche. Meine Träume drehten sich oft um den Tod ... Ich träumte von den Leichen in unserem Keller und fantasierte darüber, wie sie wohl gestorben waren.

Vor allem wenn ihre Körper verstümmelt waren; zerschnitten, zerstückelt, obduziert oder von Kugeln zerfetzt.

Meine Mutter hatte ein Problem damit, dass wir Kinder unter diesen Gegebenheiten aufwachsen mussten. Sie zündete ständig Kerzen an, betete für uns und tat ihr Bestes, um uns zu beschützen.

Nicht so mein Vater.

Er war stolz darauf, ein Bestattungsunternehmer zu sein. Er trug diese Ehre wie einen Mantel und erwartete von uns, dass wir dasselbe empfanden.

Einmal hatte er mir gestanden, wie sehr er sich für meinen Bruder schämte.

Er hatte Preacher nie verstanden.

Nicht so, wie ich es vermochte.

Ich vermisse ihn. Preacher.

Er erinnert mich an eine Zeit, in der das Leben leichter und einfacher war.

Ich vermisse diese Tage. Es ist nicht leicht, zurückzublicken und sich an die Zeit zu erinnern, als man noch sein eigener Herr und kein Gefangener war.

In letzter Zeit habe ich Alpträume. Der Tod erwartet mich, aber ich bin nicht in der Lage dazu, ihn willkommen zu heißen. Nicht in der Lage, ihm die Ehre zu erweisen, wie es mir beigebracht wurde.

Meine Hände sind gefesselt, ich kann mich nicht bewegen, und das Gefühl, seiner nicht würdig zu sein, geht mir durch den Sinn, wenn ich nur an ihn denke.

5

WAS MIR DER CHEF ERZÄHLTE:

Hast du Alpträume, Jack?

Wachst du nachts schweißgebadet auf?

Ist deine Stimme heiser vom Schreien und laufen dir die Tränen übers Gesicht wegen all der Dinge, die du hier getan hast?

Du antwortest nicht?

Nun, ich glaube, schon.

Du faszinierst mich, Jack.

Du bist schon länger hier als die meisten. Und warum?

Was ist es, das dir an dieser Arbeit solche Freude bereitet? Welche Lücken klaffen in deiner Seele, die du zu schließen versuchst? Was hast du getan, das dich zu dem Glauben veranlasst, dass diese Arbeit hier das Beste ist, was du jemals hättest tun können?

Aber vielleicht ist es das ja auch gar nicht. Vielleicht ... Vielleicht füllt die Arbeit genau jene Leere, die dich sonst als Gefangenen hierherbringen würde.

Du machst mich verdammt neugierig.

Du hast etwas an dir ... Es ist, als würde man versuchen, einen flüchtigen Blick aus dem Augenwinkel auf den Geist einer Erinnerung zu erhaschen; einen flüchtigen Blick auf etwas, das nie ganz greifbar ist. Du zeigst uns nur das, was du uns sehen lassen willst, nicht wahr?

Ja, ja, ja. Also gut. Es ist an der Zeit, über mich zu reden und nicht über dich.

Ich sehe, wie du erwartungsvoll deine Stirn runzelst.

Gut, dann werde ich fortfahren.

6

CHEF:

Mein Vater war ein Ehrfurcht gebietender Mann. Ich bin in einer Kleinstadt aufgewachsen; einer Stadt, in der jeder jeden beim Namen kannte und in der die Türen der Häuser nie verschlossen waren. Wir konnten uns als Kinder bis in die frühen Morgenstunden herumtreiben und wussten immer: Wir waren in Sicherheit.

Alle liebten meinen Vater.

Wenn man Hilfe brauchte oder ein Problem hatte, war er da, um zu helfen. Es ging sogar so weit, dass die Leute nicht mehr den Pfarrer anriefen, wenn sie nicht mehr weiterwussten; nein, sie wandten sich selbst mitten in der Nacht an meinen Vater. Wir hatten zwei Telefonleitungen in unserem Haus installiert; eine für das Beerdigungsinstitut und eine zur privaten Nutzung.

Mein Vater nahm stets Gespräche auf beiden Leitungen an, unabhängig von der Uhrzeit des Klingelns.

Ich erinnere mich daran, dass meine Mutter eines Nachts beide Telefone aussteckte. Sie hatte genug davon, geweckt zu werden und sich um meinen Vater sorgen zu müssen, wenn er wortlos in der Dunkelheit verschwand und bis zum frühen Morgen fortblieb. Meine Mutter hasste diese Anrufe. Sie wollte nicht wieder einschlafen, während er irgendwo dort draußen unterwegs war.

In der Küche duftete es oft nach frischem Gebäck, wenn Preacher und ich in den frühen Morgenstunden nach unten kamen. Mutter war oft müde, vielleicht auch ein wenig launisch, aber sie wartete immer, bis Vater nach Hause kam, bevor sie es sich gestattetete, noch ein wenig zu ruhen.

Und dann kam jene Nacht, in der sie beide Telefone aussteckte, ohne es meinem Vater zu sagen.

Um vier Uhr morgens wurden wir alle durch ein lautes Klopfen an der Haustür geweckt. Es war eine ereignisreiche Nacht. Zu einem schweren Unfall, in den mehrere Fahrzeuge verwickelt waren, kam auch noch ein Hausbrand hinzu, und es wurde dringend die Hilfe meines Vaters benötigt.

Die Menschen waren verzweifelt. Mein Vater war dafür verantwortlich, die Notrufe in unserer Kleinstadt zu organisieren. Der Polizeichef hatte die Geschicke der Gemeinde in seine Hände gelegt und erwartete von ihm, dass er sich um alles kümmerte.

Nicht so in dieser Nacht. Daran hatte eigentlich niemand Schuld.

Außer dass mein Vater nicht greifbar war, als er gebraucht wurde.

Ich werde nie den Gesichtsausdruck meiner Mutter vergessen, als der Polizeichef in der Tür stand und leise sagte: »Wenn wir nur ein weiteres Paar Hände gehabt hätten ...«

Ein Paar Hände mehr, und die kleine Elizabeth Michaels hätte nicht im Feuer umkommen müssen. Sie war so ein süßes kleines Mädchen. Sie liebte es, mit meiner Mutter nach der Schule auf der Veranda zu sitzen und sich den Bauch mit Keksen vollzuschlagen, bevor sie sich auf den Heimweg machte.

Ihre Mutter war schon vor Jahren an Krebs gestorben und ihr Vater arbeitete von früh bis spät. Dieses süße kleine Mädchen war immer bei uns zu Hause. Es gehörte praktisch zur Familie.

Meine Mutter gab sich selbst die Schuld am Tod des Mädchens und stellte nie wieder das Telefon ab.

Es dauerte nicht lange, bis meine Mutter starb.

Sie starb im Schlaf, wie es sich für Mütter gehört.

Ich war noch ein Kind. Sie erzählte mir eines Abends eine letzte Gutenachtgeschichte und gab mir noch einen wärmenden Kuss auf die Stirn. Wir lasen aus den Geschichten der Bibel, die uns ein Vertreter an der Tür verkauft hatte.

Ich sah mir gern die Bilder an, während ihre Lippen die Worte formten.

An jenem Abend kletterte Preacher zu mir ins Bett, und unsere Mutter las uns eine Geschichte nach der anderen vor, bis er eingeschlafen war und ich kaum noch die Augen offen halten konnte.

Sie trug Preacher zu seinem Bett und deckte ihn ganz sanft zu; ihre Augen verharrten eine gefühlte Ewigkeit auf seinem Gesicht. Als sie zurückkam und sich wieder auf meine Bettkante setzte, rannen ihr Tränen übers Gesicht und ihre Stimme versagte. Statt zu reden hielt sie einfach meine Hand.

Ich erinnere mich noch an ihren unverwechselbaren Geruch, als sie sich zu mir herunterbeugte, um meine Stirn zu küssen.

An die sanfte Berührung und die feuchten Tränen, die auf meinem Gesicht zurückblieben, als sie aufstand.

Sie flüsterte uns beiden ein Lebewohl zu, bevor sie den Raum verließ.

»Lebt wohl.«

Damals dachte ich, ich hätte mich verhöhrt. Sie hat doch bestimmt »Gute Nacht« gesagt! Gute Nacht ...

Rückblickend betrachtet: so wie sie uns die Geschichten vorlas; all die Tränen, die ungewohnte Sanftheit ...

Sie wusste, dass es das letzte Mal war, dass sie mich zu-
deckte, mir Gute Nacht sagte und mir einen Abschiedskuss
gab.

Ich habe ihre letzten Worte niemals jemandem gegenüber
erwähnt. Nicht Preacher. Nicht Vater. Auch nicht dem Pfarrer,
der uns am nächsten Tag besuchte.

Am nächsten Morgen war es totenstill im Haus. Preacher
und ich gingen in die Küche, rieben uns müde die Augen und
erwarteten den Geruch von Eiern und Speck oder Pfann-
kuchen und den Klang von Mutters Stimme, wie sie uns
neckend »Schlafmützen« schalt.

Stattdessen war es unser Vater, der uns am Tisch mit Toast
und Honig erwartete. Er hat nicht viel gesagt. Sein Gesicht war
völlig erstarrt. Nackt. Kalt.

Bar jeder Regung.

Als wir unseren Toast aßen, sagte er uns, dass unsere Mutter
im Schlaf gestorben sei und dass es von nun an nur noch uns
Jungs geben werde.

Ich erinnere mich nur noch an wenig aus diesen frühen
Tagen.

Aber an das Frühstück erinnere ich mich.

Ich weiß noch, wie kalt es bei uns zu Hause war.

Ich erinnere mich an die Nachbarn, die mit Auflaufformen
und Desserts vor der Haustür standen und uns ihre Hilfe an-
boten.

Ich erinnere mich auch an die Totenmaske meiner Mutter.

Ich schlich mich bei jeder Gelegenheit in das Hinterzimmer
des Beerdigungsinstituts, weil ich wusste, dass ich sie bald
nicht mehr sehen würde.

Ich versuchte mir vorzustellen, was ihr als Letztes durch
den Kopf gegangen sein könnte. Sie starb an einer Überdosis,
was ich erst Jahre später herausfand.

Aber in diesem Moment dachte ich wirklich, sie wäre an gebrochenem Herzen und übergroßem Kummer gestorben.

Ich habe oft von ihr geträumt, besonders in den ersten Jahren. Sie weinte immer, streckte ihre Hände nach mir aus und sagte, dass sie sich nicht verabschieden wolle, aber keine andere Wahl habe.

Manchmal wachte ich auf und meine Kissen waren tränen-nass.

Seitdem esse ich jeden Morgen Toast mit Honig zum Frühstück.

Mein Vater hat sich an diesem Tag verändert. Ich weiß nicht, ob die Aufgabe, der Beschützer der Stadt und gleichzeitig der Vormund zweier kleiner Jungen zu sein, zu viel für ihn war. Er verließ nicht mehr oft das Haus und schließlich hörten auch die nächtlichen Anrufe auf. Die Leute ließen ihn in Ruhe, und ich bin mir nicht sicher, ob nicht alles anders gekommen wäre, wenn man ihm weiter das Gefühl gegeben hätte, gebraucht zu werden.

Mein Bruder und ich fingen an, mehr und mehr im Bestattungsinstitut auszuhelfen.

Es machte mir nichts aus, ganz im Gegenteil. Ich genoss es regelrecht, denn so hatte ich mehr Gründe, Zeit im Keller zu verbringen.

Preacher dagegen ... Er hasste es.